


HERDFLAMMEN

BALTISCHES HAUS- UND JUGENDBLATT.



Bezugspreis: Für ein Vierteljahr: 75 Mt. Ausland 105 Cmf., Deutschland 1. Kl. 60 Mt., Lettland 75 Rbl. Die Zeitungen der deutschen Schulen in Estland und Lettland erhalten bei Sammelbestellung und Versendung an eine Adresse auf je 5 Bestellungen ein Freieigenplar. Anzeigenpreis: für 1 mm der Anzeigenspalte 2 Mt. (Ausland 3 Mt.; 2 Rubel).
Schriftleitung: Fellin, Kleine Straße 11.
Geschäftsstelle: Revaler Bote, Reval, Kaderstr. 12.

Erscheint einmal monatlich.

Einzelnummer 30 Mt.

Manuskripte, die für die Schriftleitung bestimmt sind dürfen nur auf einer Seite des Blattes beschriebener sein. Name und Adresse des Verfassers sind anzugeben. Die Schriftleitung behält sich das Recht vor, Kürzungen und Änderungen vorzunehmen. Einleitungen ohne Angabe von Honorarbedingungen gelten als honorarfrei.

Nr. 12

Reval, 1. Dezember 1925

2. Jahrgang

Der Einzelne ist ein Teil seines Volkes und arbeitet bewußt und unbewußt an seiner Weiterentwicklung.

Maurice Reinhold von Stern.

Und niemand soll uns je aus dir vertreiben:

Mein Baltensland, mein Heimatland, Hurra!

Maurice R. v. Stern.

Zwei Kapitel aus M. R. v. Stern's „Weltanschauung“

Ergebnisse freien Denkens, 1921.

I.

Der Staat und wir.

Es ist wohl einer der verbreitetsten Irrtümer, den Staat für ein Abstraktum, einen „deus ex machina“, ein mit höheren Kräften ausgerüstetes Wesen zu halten. In Wahrheit sind die Träger des Staates aus unserer eigenen Mitte hervorgegangen und nicht besser und nicht schlechter, nicht klüger und nicht dümmer als wir selber. Wir selber sind der Staat, ganz gleichgültig, welche Regierungsform wir haben. Wenn wir über den Staat rasonnieren, so geben wir uns selbst die berechtigtesten und wohlgezieltesten Ohrfeigen. Es gibt keinen vom Staat begangenen Fehler, für den wir nicht mitverantwortlich sind, und sei es auch nur durch unsere

Passivität, unsere Feigheit, unsere eigene Unwissenheit und Faulheit. Wir halten es für selbstverständlich, daß unser über uns schwebender deus ex machina die ungeheuersten Probleme lösen muß, tragen aber selbst spottwenig oder nichts dazu bei. Der Ideenmangel des Staates, gerade wo es sich um die vitalsten Fragen handelt, ist gewiß offenkundig. Aber es ist doch nur unser eigener Ideenmangel. Wirklich brauchbare Ideen pflegt der Staat begierig aufzusaugen. Aber sobald wir es auch im Blätterwalde rascheln, rauschen und brausen hören, die Stimme des erlösenden Sturmstoßes, der lebendigen Idee, hören wir nirgends. Immer nur Halbheiten, Einseitigkeiten, Parteilagen: „Lösungen“, die dem Bestande, der Erhaltung und Entwicklung des Staatganzen nicht dienen.

Ein Königreich, nein, ein Kaiserreich für eine Idee! Nun ja, am Ende, — Genies lassen sich nicht kommandieren, sie müssen geboren werden. Wenn aber einmal eines aus dem Dunkel hervortritt, so soll man auch danach trachten, es rechtzeitig zu erkennen, und es nicht durch die Sicherheitsbehörde verbieten zu lassen...

Nun jetzt her mit den Ideen in dieser Richtung! Wir selbst sind der Staat. Wenn der geistig verarmt, so ist unsere eigene Armut Schuld daran. Wir müssen nicht nur die Kraft des Denkens, wir müssen auch den Mut dazu haben. Die wahre fruchtbare Idee ist zunächst immer das schlechtthin unpopuläre, nicht selten das „Gefährliche, bisweilen das Paradoxe.“ Sie wird nur jenen willkommen und angenehm sein, die wirklich nur das Ganze im

Auge haben. Bismarcks Werk anno 71 war nicht allen willkommen. Der Fürst von Hanau, damals in Zürich, war beispielsweise aus triftigen Gründen mit diesem Werke so unzufrieden, daß er bei seinen täglichen Schießübungen sich eines Bismarck-Portraits als Zielscheibe bediente...

II.

Plastisches und mechanisches Gedächtnis.

Einer der verbreitetsten und am tiefsten wurzelnden Irrtümer ist es, das mechanische Gedächtnis, d. h. die Fähigkeit, die Erinnerung an Äußerl. Hes., Erlerntes, ohne innere Anteilnahme und inneres Erleben Memoriertes festzuhalten. Der eigentliche Inhalt des Gedächtnisses im höchsten Sinne des Begriffes ist aber überhaupt nicht das Erlernte oder Erlernbare, sondern das Erlebte und Erlebbare. Die mechanische Apprehension kann nicht nur der innerlichen lebendigen Anteilnahme am Gegenstande, seinen Zusammenhängen und Beziehungen entraten, sondern sie muß es tun, um ihren Bestzustand sich dauernd zu sichern. Das beste Mittel, äußerliche historische Daten, wie sie beispielsweise in Geschichtstabellen zusammengefaßt werden, gründlich zu vergessen, besteht in der bewußten, plastischen Durchdringung, Erfassung und Festhaltung des organischen Zusammenhanges der Begebenheiten. Die mechanische und die plastische Betrachtungsweise schließt sich gegenseitig prinzipiell aus. Je plastischer Vernunft und Gedächtnis in einem Individuum entwickelt sind, um so weniger wird es zum flachen Auswendiglernen befähigt und zu bewegen sein. Das Beispiel des Mimus spricht nicht gegen diese Auffassung, da seine Gedächtnisarbeit, und zwar um so mehr auf je höherer Stufe er steht, kein seelenloses mechanisches Memorieren, sondern ein innerliches, organisches Erleben ist. Das Talent mag memorieren, das Genie erlebt und gestaltet das Erlebte plastisch.

Daß durch die Plastizität des Gedächtnisses der Gedächtnisstoff auf eine höhere Lebensstufe erhoben und in höherem Maße als dauernder, unverlierbarer geistiger Besitz gesichert erscheint, geht hieraus unmittelbar hervor. Das plastische Gedächtnis umfaßt einen größeren Komplex von Zusammenhängen und Beziehungen, setzt also auch eine weitgreifende Beteiligung des Apprehensionsapparates voraus, es bedingt eine tiefergehende und allgemeinere Kontinuität sowohl in der Sphäre der Apperzeption wie der Apprehension. Es hat die Richtung aufs Ganze und Absolute.

Vom pädagogischen Standpunkte aus betrachtet ist es also eine Barbarei, das Auswendiglernen, die die mechanische Aneignung irgend eines Gedächtnisses als ein unerlöschliches Requisite des Unterrichtes generell anzusprechen. Die unbegabten Schüler lernen am leichtesten mechanisch auswendig, genial und plastisch beanlagten ist das Auswendiglernen eine Qual und eine Hemmung, an der schon mancher äußerlich und innerlich Schaden erlitten hat oder gar gescheitert ist.

Plastisches und mechanisches Gedächtnis schließen sich übrigens nur prinzipiell aus. Die restlose plastische Aneignung eines Gedächtnisstoffes kann letzten Endes praktisch auch die mechanische bis zu einem gewissen Grade sichern, diese Erwerbung wird aber immer nur sekundären und relativen Charakter tragen. Der umgekehrte Fall, daß nämlich die gesicherte mechanische Aneignung eines Stoffes schließlich auch zu seiner plastischen Durchdringung führt, dürfte dagegen wohl selten sein. Die höhere Form kann die niedere in sich schließen, nicht aber umgekehrt.

Plastisches Denken und Gedächtnis zu entwickeln und zu fördern, bildet eine der vornehmsten Aufgaben des Schulunterrichtes. Dieser Aufgabe wird er sich aber erst dann in vollem Umfange bewußt werden und sie verwirklichen können, wenn die letzten Reste der scholastischen Lehrmethode aus den Unterrichtsanstalten ausgestoßen sein werden.

Jugendglaube.

Zwei Urgeschlechter sind auf Erden,
Zwei Kämpfer grad wie Nacht und Licht:
Das eine will ein Besserwerden,
Das andre glaubt und will es nicht.

Ein Ringen ist's im Sonnenqualme,
Ein Waffenblitzen, Sturm und Staub.
Wem winkt des Friedens sanfte Palme,
Wem weht des Ruhmes kühles Laub?

O, nicht dem Zweiflern und den Spöttern,
Dem Böbel, dem's nur Nartheit ist,
Wenn sich im Jugendmut mit Göttern
Die Blüte des Geschlechtes mißt!

O nein, der Glaube an das Ferne,
Der traumgeflügelt sich erhebt,
Er trägt uns bis ins Land der Sterne,
Wo unser Traumbild atmend lebt.

Drum vorwärts mit verhängtem Zügel,
Die Wahrheitslanze eingelegt,
Du, Jugendglaube, bist der Flügel,
Der uns zur Sonnennähe trägt.

M. R. v. Stern.

Dämmerlicht.

Ich kenn' eine stille Gasse
Und drin ein stilles Haus.
Erinnerung, die blasse,
Die geht dort ein und aus.

Und sie auch nur verstoßen,
Daß ja kein Weh' erwach'! —
Noch immer lärmen die Dohlen
Ums alte Kirchendach.

Noch immer schweben die Schwalben
Zum Boden aus und ein.
Den füllt mit seinem falben
Schleier der Dämmerchein.

Und wenn im Abendglimmen
Errötet das graue Dach,
Dann horcht ein Herz den Stimmen
Versunk'ner Jugend nach.

Das alte Haus, die Gasse
In Duft und Dämmerchein —
Was ich im Herzen nicht lasse,
Bleibt mein!

M. R. v. Stein.

Das alte Bild.

Von M. R. v. Stern.

Ein arger Träumer war er schon, der kleine Theobald Gildner. Er konnte stundenlang, sei es nun im Walde, im Heidkraut, im Kornfeld auf dem Rücken liegen, oder auch bei seinen Büchern sitzen und träumen. Schon als kleines Kind, als er noch im Wagen umhergefahren wurde, hatte er die Eigentümlichkeit, unbeweglich auf dem Rücken zu liegen und in den blauen Himmel zu starren, als wenn er dort Gott weiß was erblickte und herunterholen wollte. Später bildete er diese Kunst noch weiter aus, indem er nicht nur im Liegen, sondern auch im Gehen und Stehen seine Himmelsstudien machte. Einmal war er, ganz in die Betrachtung glänzender Frühlingswolken versunken, in einen reizenden Bach gefallen und nur mit Mühe gerettet worden. Das hatte ihn aber nicht weiter angefochten. Das Träumen ließ er sich einmal nicht nehmen.

Wenn er so, in seine Träume versunken, dasaß, und man ihn dabei anredete, schrak er, wie aus tiefem Schlaf erwachend, zusammen und errötete. Aber es war durchaus nicht aus ihm herauszubringen, wo er sich in seinen Gedanken befunden hatte. Denn, daß er nicht gedankenlos vor sich hinbrütete, sondern wirklich dachte, konnte man ihm deutlich aus den glänzenden blauen Augen ablesen. Nur einmal schien es, als wenn man einen goldenen Zipfel aus seinen Träumen erwischt hätte. Das war damals, als er seiner Mutter, wie sie ihn etwas unsanft aus einer seiner Träumereien aufrüttelte, zurief:

„Ach, liebe Mama, wie schade! Beinahe wäre es mir eben gelungen, mir die vielen bunten Vögel vorzustellen, die ich letzte Nacht im Traum gesehen habe. Viele bunte, leuchtende Vögel auf dunklem Grunde!“

Infolge dieser Seltsamkeiten, deren goldne Spuren ihm bis in das Grau der Schulstube folgten, wurde er ziemlich allgemein „Theobald der Träumer“ genannt, womit der Vater, ein vielbeschäftigter Arzt in der schweizerischen Stadt

Greifenburg, um so weniger zufrieden war, als das träumerische Wesen des beinahe zwölfjährigen Knaben nicht ohne Einfluß auf die Schulzeugnisse blieb. Manches ernste und gewichtige Wort wurde da gesprochen. Da aber Theobald weder träge, noch unfolgsam und sich seiner Schuld durchaus nicht bewußt war, so fühlte sich der Vater dem einzigen Kinde gegenüber, das er mit ganzer Seele liebte, sozusagen entwaffnet.

Die auf dem Lande zugebrachten Ferien waren natürlich auch Theobalds goldene Lage. Er besaß aber eine so ausgesuchte Kunst im Träumen, daß er seine Gespinnte wie die Spinne ihren Faden eigentlich überallhin mitschleppen konnte. Er verstand es meisterlich, ohne alle Vorbereitung überall zu träumen: in der Schule, auf der Straße, auf den Häuserstiegen, im Garten, meinetwegen auf dem Boden, wo das alte Gerümpel im Staube dämmerte.

Ja, auf dem Boden vielleicht sogar am besten! Vor allem fühlte er sich dort vor Störungen gesichert, da man ihm hinter diese Schliche noch nicht gekommen war. Dann war es auch wirklich ein seltsamer Ort, dieser Boden. Was da alles im Lauf der Jahre angesammelt und vergessen worden war, wußte außer Theobald keine Seele im Hause. Alte Flaschen aller Art, ganze Generationen verschollenen Spielzeugs, ein Kinderschlitten, alte, unmodern gewordene Kleider, Fischerei-Gerät, vergessene Angeln und Netze, alte Jahrgänge illustrierter Zeitschriften, getrocknete, an den Dachsparren aufgehängte Gartenkräuter, Tapetenreste, ausrangierte wurmstichige Möbelstücke, die hier zu Staub zerfallen mußten, obwohl die schönsten Kindererinnerungen mit ihnen verknüpft waren, Lampenteile, verblichene Bilder und Gott weiß was alles.

Am meisten interessierte Theobald ein altes Bild in zum Teil erblindetem Goldrahmen, er wußte selbst nicht recht, weshalb. Das Bild stellte eine rechts von Gärten und links von einem altertümlichen Hause flankierte, sommerlich sonnige Straße vor, in deren Staube ein Trupp fröhlicher, singender Studenten mit bunten Kappen in den Duft der fernverdämmernden Landschaft hinausschritt. Das Haus, ein Eckhaus, mußte wohl eine Gastwirtschaft darstellen, da es einen grünen Kranz, mit Fischen darin, als Schild hinaushängte. Aus einem Fenster des ersten Stockes schien ein Mädchen den Studenten nachzublicken. Alles war sehr deutlich und altertümlich abgebildet und mit einem, selbst durch den Staub, der auf dem Bilde lag, nicht gedämpften, hellen, sommerlichen Duft bedeckt.

Dieses Bild war Theobalds erklärter Liebling. Stundenlang konnte er vor dem Bilde sitzen und träumen.

Als er an einem heißen Sommernachmittage, wo die Stadt in Schlaf versunken zu sein schien und nur das Gezwitscher der hin und herfliegenden Schwalben an sein Ohr schlug, wieder vor diesem aufrecht an die Wand gelehnten Bilde saß, ertappte er sich auf dem seltsamen Wunsch, auf dieser sonnigen

Strafe hinter den Studenten her in das Bild hineinzuспazieren. Er stand sogleich auf und trat mit einer gewissen Scheu an das Bild heran. Nun konnte er es in der Nähe anschauen und es schien ihm nur noch heller und merkwürdiger. Die Dinge und Menschen kamen ihm zwar etwas kleiner vor, als er selbst, das störte ihn aber nicht, weil er es bei den Entfernungen der Wirklichkeit ähnlich beobachtet hatte.

Endlich legte er die Wange an das Bild und heftete den Blick auf den kleinen, von der Sonne beleuchteten Streifen Staubes, der vor dem Bilde auf der Diele lag und nicht so sehr die Grenze zwischen der Welt des Bildes und der dasselbe umgebenden Wirklichkeit, als einen Übergang vom Staub des Bodens in den gemalten Straßenstaub zu bilden schien. Aufmerksam betrachtete Theobald diesen Staubstreifen und berührte ihn nachdenklich mit seinem Fuße. Dabei sprach er halblaut vor sich hin:

„Ach, wenn ich doch in das Bild hineingehen könnte!“

Im Augenblick, wo er diese Worte flüsterte, machte er unbewußt den Versuch, den Fuß in's Bild hineinzustrecken. Seltamer Weise fühlte er keinen Widerstand, machte erstaunt einen Schritt und spürte den weichen sommerlichen Staub der Straße des Bildes unter seinen Füßen. Im gleichen Moment versank die ganze Umgebung vor seinen Blicken. Eben noch hatte er die Schwalben zwitschern gehört und ihre Flügel blitzen gesehen, und nun war alles, der ganze Boden, die Schwalben, das alte Gerümpel vor seinen Augen verschwunden. Dagegen hörte er den Gesang der Studenten und das Rollen eines Wagens in der Ferne.

Erstaunt blickte er auf die ihm fremde und doch so vertraute Umgebung. Alles war so hell und so altväterisch. Nur die grünen Bäume, die Steine und der Staub auf der Straße, die warme Luft und die am Himmel ziehenden weißen Wolken schienen ihm so zu sein, wie immer.

Vorsichtig tastete er sich weiter; denn er fürchtete, mit jedem Schritt an unsichtbaren Hindernissen anzustoßen. Die Entfernungen der Dinge von einander schienen ihm „andere“ zu sein. Licht und Schatten kamen ihm so fremd und traumhaft vor. Alle Töne und Geräusche drangen wie aus gedämpfter Ferne, so beinahe, als wenn er Watte in den Ohren gehabt hätte.

In diesem Augenblick kam ein Mündchen herbeigelaufen, blieb bei ihm stehen, beroch ihn und begann sich freundlich an ihn zu schmiegen. Er streichelte es, fühlte seine Wärme und hörte seinen leisen lechzenden Atem. „Es ist ein wirklicher, lebender Hund,“ dachte er. Dann blickte er zu den Fenstern des Gasthauses mit dem Kranz und mit den Fischen empor und bemerkte das lächelnde junge Mädchen und sah, daß es altmodische Kleider trug, wie er sie auf den Jugendbildnissen der Großmutter beobachtet hatte. Das Mädchen bemerkte ihn, schloß das Fenster und lachte. Durch die Fensterscheibe sah er ihr Gesicht wie durch einen Schleier oder durch fließendes Wasser.

Hinter den Studenten her, deren Gesang in der Ferne verhallte, nahm Theobald seinen Weg. Er war schon dreister und zuversichtlicher geworden und fürchtet sich nicht vor der ihm fremden und der bekannten Wirklichkeit doch so täuschend ähnlichen Umgebung. Es war eine gewöhnliche Landstraße, auf der er dahinschritt. Links hinter sich ließ er ein Dorf oder ein kleines Städtchen mit in der Sonne glitzernden Giebeln, Dächern und Türmen, von denen die Uhren gedämpft und zitternd gerade fünf schlugen. „Herrgott, jetzt sollte ich in die Turnstunde gehen!“ dachte Theobald. Er schaute sich nach allen Seiten um und sah, daß er sich wirklich und wahrhaftig nicht in Greisenburg befände. Rechts von der Straße waren zuerst Obst- und Gemüsegärten und dann Wiesen zu bemerken. An den Bäumen lachten schöne, rotbackige Äpfel.

Da begegnete ihm eine alte Frau, die einen Korb mit Backwerk auf dem Rücken trug. Sie lächelte, wie alles, was Theobald bisher gesehen hatte. „Wohin führt der Weg?“ fragte er die Frau.

„Ja, mein freundlicher Knabe,“ antwortete die Frau mit einer fremden Betonung, wie er sie ähnlich nur bei steinalten Frauen gehört hatte, „die Straße kommt von Traumlingen und führt nach Wirklichsdorf.“ Dabei reichte sie ihm ein seltsam geformtes Backwerk, das zu Staub zerfiel, als er es zum Munde führte. Aber der Geschmack war fremd und süß.

Nachdem die Frau sich entfernt hatte, schlug Theobald einen links führenden Wiesenweg ein. Dieser Weg führte über einen leise rauschenden Bach, in dem sich Silberfische tummelten. Auf der Brücke lehnte sich Theobald über das Geländer und schaute in das klare, dunkle Wasser. Da fühlte er einen Ruck am Herzen und erkannte sich. Er hätte weinen mögen und wußte doch nicht warum.

Nun führte der Weg zwischen Wiesen hindurch, auf denen die Mäher und die reckenden Mädchen ihn anlächelten, in leiser Steigung bergan. Dann kam ein kühles Buchenwäldchen mit viel blühendem Waldmeister, dann kamen schöne blaue Teiche und endlich ein wunderschöner, großer Park mit bunten Lusthäusern, beschnittenen Hecken, blauen, roten und grünen Kugeln, seltsamen Brunnen mit Löwenhäuptern, aus denen Wasser strömte, und mit muschelartig geformten Lauben. Neben dem Park befand sich ein herrlicher Obstgarten, mit Äpfel-, Birnen- und Pflaumenbäumen, deren Äste sich unter der Last der reifen Früchte bis in den goldenen Schatten des hohen Grases hinunterbogen.

„Von diesen Früchten möchte ich wohl kosten,“ dachte Theobald und trat durch ein offenes Pförtchen in den Garten. Rechts und links vom Wege dichte Hecken von Stachelbeeren und Johannisbeeren, hinter diesen ein Urwald von Himbeeren mit reifen roten und gelben Früchten, die in der Sonne lieblich leuchteten.

In diesen Himbeerwald arbeitete sich Theobald hindurch und war bald, ganz versteckt im Schatten, in den Genuß der Beeren versunken, die ihm von köstlichen Wohlgeschmack erschienen. Als er sich or-

dentlich satt gegessen hatte, drang er im Gebüsch vorwärts und kam endlich an ein in goldigem Schattendämmerndes, schloßartiges Haus, dessen Spiegelscheiben, die wie dunkles, durchsichtiges Wasser glänzten, fast von den Himbeerstauden berührt wurden. Hier standen auch einige Bäume mit prächtigen reifen, goldgelben, auf der Sonnenseite ein wenig rötlichen Birnen. An einen dieser Bäume trat Theobald und berührte ihn. Sogleich fielen mit dumpfem Klange zahllose Birnen auf den Boden hin und verbreiteten einen süßen, würzigen Duft, der an die Obstkammer der Großmutter und an ihren lavendelduftenden Wäschekasten erinnerte. Theobald bückte sich, hob eine von den Früchten auf und biß in sie hinein. Da floß ihm der süße Saft aus dem Munde. Er füllte sich die Taschen mit Birnen und trat neugierig an das Haus heran.

Wie er durch die dunklen, wasserklaren Scheiben, im Schatten des Himbeerdickichts, ins Innere des Hauses und in ein großes, schattiges Zimmer blickte, erschrak er. Dort saß eine alte Dame mit hochgekämmten, weißgepuderten Haaren und stiftete. Sie sah ihn nicht, aber sie lächelte, als wenn sie ihn sehen könnte, sobald es ihr nur wünschenswert erschiene. Im Zimmer waren überaus zierliche, weißlackierte Tischchen und Stühlchen mit schmalen goldenen Rändern und zahllose Porzellan-Figuren zu sehen.

Plötzlich legte sich eine Hand auf Theobalds Schulter, er blickte um sich und sah einen uralten, zahnlösen Mann, der einen Stecken in Händen hielt und ein Gärtner zu sein schien.

„Was tust Du hier im herrschaftlichen Garten, und wer hat Dir erlaubt die Birnen anzurühren?“ sagte der Mann. Er sprach es mit lispelndem Ton und lächelte dabei.

Theobald war so erschrocken, daß er keine Silbe hervorbringen konnte. Da nahm ihn der Alte an der Hand und führte ihn in das stille und schattige Haus und in das Zimmer der gepuderten alten Dame, in das er durch die Fensterscheiben geblickt hatte. „Dieser fremde Knabe hat Birnen gestohlen, allergnädigste Herrin. Er hat alle Taschen voll!“ sagte der alte Mann.

Da blickte die Dame auf, ließ die Nadel fallen, richtete ihre schönen, ihm so bekannten Augen auf Theobald, streckte die Arme nach ihm aus und umarmte und küßte ihn unter Tränen. Dann sagte sie mit zitternder Stimme:

„O Du, mein liebes, gutes Kind, so kann ich Dich einmal mit diesen meinen lebendigen Augen sehen und Dich in meine Arme schließen. Wie bist Du, o sag mir, hierher gekommen?“

„Ich kam auf der Straße von Traumlingen, die nach Wirklichsdorf führt,“ antwortete Theobald.

Da lachte die alte Dame und der alte Gärtner lachte auch. Plötzlich wurde alles blaß und grau, und Theobald fühlte, daß er weinen müsse. Er befand sich wieder auf dem Wege am Bache und an den Wiesen, und wußte nicht, wie er hingekommen war. Dann kam er auf die ihm bekannte Straße und stand mit einem Mal vor dem Gasthaus mit dem Kranz und den Fischen. Das Mädchen stand

wieder am Fenster und blickte nach den Studenten mit den bunten Kappen, die auch immer noch da waren und die Straße hinunterwanderten.

Dann war es Theobald, als wenn es ihm einen Ruck, sozusagen einen sanften Stoß gebe, er stolperte, oder glaubte zu stolpern, und befand sich plötzlich erwachend auf der staubigen Bodendiele neben dem alten Bilbe, auf dem die Straße, das Gasthaus, der Garten und die singenden Studenten abgebildet waren.

Draußen lag die alte Stadt im brütenden Schweigen des Sommernachmittages; die Schwalben flogen zwitschernd hin und her durch die Dachlücken, und die alte Bodenkammer mit ihrem staubigen Gerümpel schaute aus wie immer.

Zuschriften aus Dorpater Schulen.

Einiges aus der Sitzung des Amtes für Lebenserneuerung.

(Nach einem Vortrag von Georg Stammler.)

Die Lebenserneuerung umfaßt alles, das ganze Leben. Sie will die Einheit des Menschen wiederherstellen, dem inneren Menschen die äußere Form geben. Diese Form soll nicht etwas Gemachtes, durch äußeren Druck Aufgezwungenes und Wesensfremdes sein, wie es heute unsere Konvention ist. Nein; sie will der Ausdruck des inneren Wesens des deutschen Menschen sein. Sie will nicht mit „unfehlbaren“ Rezepten kommen, wie die Lebensreformer. Sie steht vielmehr auf dem Boden der Jugendbewegung, die mit dem W. W. ihren Anfang nahm. Die Jugendbewegung erschöpft sich nicht in der Bekämpfung von Alkohol und Nikotin, sie geht zu dem zurück, aus dem die deutsche Seele geboren wurde; sie haßt das, woran die deutsche Seele stirbt: die Asphalt- und Großstadtkultur, richtiger: Unkultur. Bisher glaubte man Körper und Seele seien etwas Getrenntes, und letztere sei in dem ersteren gewissermaßen eingesperrt. Das stimmt nicht; heute wissen wir: Körper und Seele sind nicht dasselbe, aber sie sind auch nicht voneinander getrennt. Der Körper ist etwas wunderbar Gebauetes, und es ist alles wunderbar auf einander abgestimmt.

Was will nun unser Körper? Wir sollen auf seine Stimme hören, und nicht auf seine Launen; dann haben wir die Antwort. Der Verstand hat die Stimme des Körpers getötet, wie er seit der Zeit des Rationalismus uns überhaupt für viele, allzu viele der wichtigsten Lebensfragen den Blick getrübt und uns mit lebensunwahren Hirngespinnsten gesättigt hat.

Wie sollen wir uns nun zu unserem Körper verhalten? Gerade so, wie der Erzieher sich zu seinem Zögling verhält, so müssen wir es tun. Wir sollen unerbittlich streng gegen seine Launen sein, ohne ihn aber zu vergewaltigen. Das Ende wäre dann wieder, daß wir in Unnatur untergingen.

Wir stehen vor der Wahl: entweder der bisherige Tritt, oder ein Aufwärtssteigen. Bisher galt als aller Weisheit höchster Schluß: Der Mensch soll es möglichst gut haben, d. h. sich ohne Rücksicht um andere, um sein Volk und um die Zukunft ausleben.

Dieser Geist siegte 1918 über den heldischen Geist, der allein ein Volk großmachen kann. Dieser Geist, auch der „moderne“ genannt, siegte, weil er schon vor dem Kriege gepflegt und gezüchtet wurde. Dieser Geist nagt an den Wurzeln unseres Volkstums, und wehe uns, wenn wir ihn nicht erkennen, wir gehen rettungslos zugrunde.*)

Die Folgen dieses Sieges des Geistes werden immer deutlicher. Jeder will möglichst viel für sich haben, das Volk versinkt immer tiefer ins Elend, und nur die wenigen Borgianaturen kommen auf ihre Rechnung. Alle sind aber Sklaven ihrer Begierden und müssen den Weg gehen, den sie nicht wollen, und der rettungslos ins Verderben führt.

Die alte Generation wird das gelobte Land nicht sehen, erst die Jugend, bei der das äußere Leben keine Rolle spielt, sondern die Losung: Einfach, aber frei! Wir sind eine Gemeinschaft, und zwar eine Notgemeinschaft; alles muß unter diese Erkenntnis gestellt werden, und wir müssen uns selbst für sie opfern können. Völker vergingen, weil sie ihre Lage nicht begriffen. Die Zukunft wird schwer sein, sehr schwer. Darum brauchen wir eine Auslese der Tüchtigen; wir brauchen eine Gemeinschaft, die sich darüber klar ist, was sie will. Wenn

*) Dieses gilt auch ganz besonders uns Balten. R.

wir nicht ganz zielbewußt vorgehen und uns über die Grenzen des Erreichbaren nicht klar sind, kommen wir unter die Räder.

Die Religion ist keine Angelegenheit des Sonntags. Wir leben aus dem Gewissen heraus und sind daher frei. Wer seinem Gewissen folgt, kann sich über jegliche Vorschriften hinwegsetzen. R.

Arische Festgebräuche und ihre Beziehungen zum Mythos.

(Vortrag von Dr. W. Schulz, Wien.)

Diesen Vortrag haben wir Adler und Falken auf unserem Bundestage in Doberan gehört, und ich will ihn euch in Kürze wiedergeben:

„Wir müssen wieder echte Feste feiern lernen. Denn die Aufgabe der Feste ist, den Alltag neu zu gestalten. Unsere jetzigen Feste erfüllen sie in den seltensten Fällen. Wollen wir doch versuchen, unseren Festen mehr Tiefe zu geben.“

„Arische Festbräuche“: Arisch wird meist in politischem Sinne im Gegensatz zum Jüdischen gebraucht. Die Überlieferung des Geistesgutes unseres Volkes ist deutsch. Deutsch ist germanisch und germanisch ist gleich arisch.

„Der Mythos“ (Sage) erzählt von dem Schicksal der Volkshelden und von den Göttern. Die Edda, der Mythos, das Märchen und der Reich haben alle einen gemeinsamen Ursprung.

Was haben unsere Vorfahren für Feste gefeiert? Wir unterscheiden Feste, die innerhalb der

Feuilleton.

Tante Minni's Torheit. (7)

Baltische Erzählung von Helene von Schulmann.

„Habt Ihr Ferkel?“ fragten Tani und Soldi, wie aus einem Munde und sahen voll Interesse nach dem kleinen Mädchen.

„Oh Himmel!“ rief aber Minchen, als sie die beiden Kleinen näher ansah, „wir haben ja auch zwei kleine Ferkel! Senta, wir müssen sie gleich waschen und ihnen die Schürzen abnehmen; sie sehen ja aus wie tätovierte Indianer!“

Parcival und Siegfried lachten in der Krone des Baumes, und man beschloß, mit den Kleinen ins Haus zu gehen. Dort wurde von Onkel Wilhelm noch eine kleine Lotterie veranstaltet, so daß Mollu und Grete, die einige niedliche Gegenstände gewannen, meinten, es wäre gerade so wie Weihnachten! Tani und Soldi vergossen allerdings einige Tränen wegen der Mieten, aber welches Kinderfest verläuft ohne Tränen? Und wenn das einmal vorkommt, so fehlt ihm gewiß der rechte Schwung.

Mit Minchens Abreise begann sich eine gewisse Abschiedsstimmung geltend zu machen. Parcival und Siegfried sprachen schon zuweilen von der

Schule, und Elsa zählte die Tage, bis sie zum erstenmal ins Pastorat zum Unterricht fahren konnte. Der Wind strich über Stoppeln und Tante Minni sah die warmen Kleidungsstücke ihrer Kinder durch.

Eines Morgens war der Rasen weiß von Reif, und die ersten gelben Blätter fielen von den Bäumen; so kam der 15. August heran, und damit der Moment, wo Senta und ihre älteren Brüder Luisenruh verließen, um sich in der Stadt niederzulassen. Tante Minni sah dem davonrollenden Wagen traurigen Auges nach, sandte den Kindern, besonders Senta, viele Segenswünsche mit und wandte sich dann mit verdoppeltem Eifer ihren kleinen Böglingen zu.

Elsa war überglücklich im Pastorat. Tante Stella liebte sie bald von Herzen, und das Lernen wurde ihr zur Lust und nicht zur Qual, wie früher. Tani und Soldi trieben indessen ihr Wesen im Hause und im Garten, und Tante Minni konnte sich kaum mehr vorstellen, womit sie eigentlich ihre Lage zugebracht hatte, ehe die Kinder bei ihr einzogen. Die Besuche zwischen Luisenruh und Eschenhain wurden regelmäßig fortgesetzt, und es gab nun viel mehr zu besprechen und zu erzählen als früher, denn Tante Minni las die frischen, frohen Briefe der Knaben gerne Onkel Wilhelm vor, der sich dadurch wieder ganz in seine Jugend zurückversetzt fühlte und manches eigene Erlebnis zum Besten gab, das

Familien und Sippen gefeiert werden z. B. Geburtstage, Eheweihe, Begräbnis, Jünglingsweihe, Mädchenweihe und zweitens öffentliche Feste, wie Jagd- und Kriegszüge. Die Feste hatten oft religiöse Gestaltung. Die germanischen Götter waren an keinen Tempel gebunden. Sie wurden von unseren Vätern in Hainen angebetet. Die Gottheit offenbarte sich in der Natur. Die neuesten Forschungen haben gezeigt, daß der deutsche Mythos auf dem Wechsel des Mondes beruht, dem Kampf zwischen Licht und Dunkel. Das Leben der Helden kann man mit den Mondphasen vergleichen. Der Held wird im Westen geboren, also bei zunehmendem Monde. Der Erfolg und Sieg des Helden ist im Süden, also dem Vollmonde vergleichbar. Im Osten in der dunklen Zeit stirbt er. Aus dem Grundgedanken des deutschen Mythos, dem Mondwechsel, schließt man, daß ursprünglich den Germanen nicht die Zahl 3 oder 7 heilig war, sondern die Zahl 9 (9 Tage von einer Mondphase bis zur anderen).

Die Feste begannen gewöhnlich mit dem Gericht (Ling). Der Richter saß mit dem Gesicht nach Osten gewandt. Die Festaufstellung mußte nach Norden gerichtet sein. Dem Ling folgten Spieler, die den Mythos darstellten. Die Götter, verkörpert durch Menschen, spielten selber mit. Der Mythos ist die Keimzelle des Dramas. Restes des Mythos finden wir in den Sagen und dem Märchen. Diese sind unsere „deutsche Edda“. Das Wort Leich bedeutet Spiel. Die handelnden Personen stehen meist in der Mitte des Chores, der nach dem Gesang entweder herumgeht oder tanzt. Am schönsten sind: der Leich

vom Schiffmann, der Leich von der Hinde im Rosenhag und Jungfer Maleen. Beim „Leich vom Schiffmann“ sehen wir in der Mitte des Kreises der Tanzenden einen Mann mit einem Ruder stehen. Er ist einäugig. Es ist Wodan, der die Toten ins Totenreich hinhüberschiff. Ein Mädchen, das dem Tode geweiht ist, kniet vor ihm. Sie hängt zu sehr am Leben und fleht den Schiffmann an, das Boot umzuvenden. Doch umsonst, Sie bittet ihren Vater und dann ihren Bruder um Hilfe. Aber der Vater will seinen roten Rock und der Bruder sein Schwert nicht verkaufen. Zuletzt wendet sie sich bittend an ihren Liebsten. Dieser gibt alles hin, um sie zu retten.

Dem „Leich von der Hinde im Rosenhag“ liegt der Auferstehungsgedanke zugrunde. Ein Jäger jagt eine Hinde. Er trifft sie, und sie wird unter Rosen begraben. Ein Held weckt sie wieder auf. Es ist derselbe Gedanke, auf dem sich die Nibelungensage aufbaut. Der Jäger ist Wodan, der Brunhilde (Hinde) mit dem Schlafdorn sticht. Der Rosenhag ist die Waberlohe. Der Held — Siegfried. Die Leiche sind Götterglaube und stellen den Kampf zwischen Gut und Böse, Leben und Tod dar. Der Held verhilft den Guten zum Siegen über das Böse. Aus diesem Gedanken entspringt die Sage vom Welterneuerer Wodan, der tief in einem Berge verborgen der Stunde harret, wo er die Guten retten wird. Aus dieser Sage entstand später die Barbarossasage. Der Gedanke des neuen Reiches kann politisch aufgefaßt werden oder in bezug auf das Himmelreich im Menschen. Daran knüpfen sich

schon fast ganz der Vergessenheit anheimgefallen war. Senta allein schrieb selten und wenig, aber in ihren Briefen war manchmal ein warmer Ton, der die beiden Alten erfreute.

Stille Herbsttage und dunkle Abende kamen daher, Stürme wehten um das Haus und warfen den Regen gegen die Fenster, aber drinnen brannten die Kaminen, und fröhliche Kinder saßen um den Tisch, auf dem Äpfel, Honig und Nüsse lockten und besahen ihre Bilderbücher, oder spielten oder arbeiteten auch Kleinigkeiten zu Weihnachten.

Aber mitten in diesem gemütlichen Leben kam Elsa eines Tages mit der Nachricht, Mollis fühle sich „so miesepeterig“, wie sie sagte, und Grete habe Kopfschmerzen, sodaß mit dem Unterricht einige Tage lang ausgesetzt werden müsse. Daraus wurden aber Wochen, denn die beiden Pastoratsmädchen erkrankten an den Masern, und Elsa folgte nach kurzer Zeit ihrem Beispiel, worauf Toni und Soldi ebenfalls „miesepeterig“ wurden, was denn zur Folge hatte, daß sie auch die Masern bekamen, und daß Luisenruh ein Krankenhaus wurde, zu dem nur noch Onkel Wilhelm Zutritt hatte. Tante Minni pflegte den ganzen Tag und manche Nacht, sodaß sie ganz mager wurde, und Onkel Wilhelm sich einmal nicht enthalten konnte zu sagen: „Eine Torheit war's, eine große Torheit, sich mit so 'ner Raffelbande einzulassen, die einem das Haus ver-

seucht und einen zugrunde richtet!“ Da aber wurde Tante Minni ernstlich böse und gab ihrem Bruder wieder einmal zu verstehen, daß er nicht das Recht habe, sich unaufgefordert in ihre Angelegenheiten zu mischen.

Schließlich hat aber alles ein Ende! Die Kinder, die wochenlang an Lungenkatarrhen gelitten hatten, waren wieder ganz wohl, und Tante Minni sah mit Erstaunen, daß über all den Sorgen und Mühen unversehens Weihnachten nahegerückt war.

Inzwischen war Senta in der Stadt einigermaßen heimisch geworden, fühlte sich aber so einsam und verlassen im Hause der Frau von Stern, wie am Tage ihrer Ankunft daselbst. Sie hatte in ihr eine verkümmerte, eisgraue Frau kennengelernt, die sie mit den Worten empfing: „Ja, wir sind zwei gebrochene Christen: Sie haben Ihre Mutter und ich meine Tochter hingeben müssen! Gott helfe uns!“ Am nächsten Morgen ließ sie Senta zu sich bitten und schärfte ihr ein, keinerlei Geräusche in ihrem Zimmer zu machen, da ihre durch den Trennungsschmerz zerrütteten Nerven der größten Ruhe bedürften, und, vor allem, keine Besuche zu empfangen, denn der bloße Gedanke an fremde Menschen griffe sie an.

(Fortsetzung folgt)

die Mysterienspiele, die im Mittelalter entstanden.

Wir sehen, daß in grauer Zeit die Feste anders gefeiert wurden. Sie waren schön und stimmungsvoll, und wir können vieles in der Gestaltung der Feste von unseren Vorfahren lernen.“ U.

Dom Büchertisch.

Der Verlag „Buch u. Graphik“ in Jena widmet die Schriften, die er herausgibt, den Fragen der Liebe, der Ehe und Mutterschaft, indem er aus älterer und neuerer Literatur all das hervorholt, was unserer Stellung diesen Fragen gegenüber den Ernst und die Heiligkeit wiedergeben könnte, die ihnen verloren zu gehen drohen. Wir nennen besonders die Sammlungen: **Matthias Claudius**, zusammengestellt und eingeleitet von **Max Jungnickel**, mit den herzerquickenden Gedichten und Notizen des **Wandseher Boten**; die **Regentruhe** von **Theodor Storm**; **Mutter und Kind** in Bild und Dichtung, herausgegeben von **Hermann Morel** (Gedichte von **Goethe**, **Eichendorff**, **Claudius**, **Jungnickel**, **Morel** u. a. Bilder von **Ludwig Richter**). Darunter folgendes hübsche Gedicht von **Hermann Morel**:

Gebet.

Gib Gott, daß das, was du in mir erschufst,
 — Was in mir ward nach langem, heißen Ringen,
 — Was sich in schlafgeflognen Nächten mühsam klärte
 Und aus dem Chaos stieg wie Glockenlingen. —
 Gib, daß mir auch die hohe Kraft erwächst,
 — Daß ich dein Werk zu krönen nicht verzage,
 Daß ich — so wie es in mir klingt und leuchtet —
 Es in die Seele meines Kindes trage. A. B.

Die neunte Lieferung des **kleinen Brockhaus** ist erschienen! Das wird für alle die eine freundige Mitteilung sein, welche die übrigen Lieferungen bereits besitzen.

Denn diese Lieferung enthält das **Preisausschreiben**. Jeder, der die neun Lieferungen besitzt, kann daran teilnehmen!

Rösselsprung

von G. U.

(Verse von M. N. v. Stern)

ling	gels	Blüh'n	sei	ne	bes	dei-	wil-
ben	ihm	dei-	Bo-	in	tet	Gar-	Neft
hü-	Früh-	ans	il-	Ster-	ne	ter	ner
treu	Far-	ne	dei-	Herz	leb	das	ben
dein	tet	ni-	Stul-	Lö-	nen	Dich-	Win-
ne	ler-	Gut	trägt	Zaa-	ge-	Hel-	der
tup-	und	steh	auch	ne	gold's	Got-	der
mat	§	wenn	dei-	die	tes	heut'	Blut
legi	in	§	steh'n	—tz.			

(Auflösung in Nr. 1 der „Herdflammen“ von 1926.)

Für die Schriftleitung verantwortlich: **A. Behrsing**, Fellin, Kleine Straße 11.
 Herausgeber: Verlag des „Revaler Boten“, Reval, Raderstr. 10/12.

Ein kräftiger Gerberlehrling

nicht unter 17 Jahren, findet Anstellung in einer größeren deutschen Gerberei. Für Kost und Logis ist gesorgt. Anmeldungen mit Lebenslauf und Empfehlungen an die Schriftleitung der „Herdflammen“ Fellin, Kl. Str. 11.

„Herdflammen“

Einzig belletristische Zeitschrift der Heimat

unter der Schriftleitung von Direktor **A. Behrsing** — Fellin und im Verlage des „Revaler Boten“, erscheint vom 1. Januar 1926 an **monatlich**

im 3. Jahrgange.

Die Zeitschrift, die sich in den Dienst der **Heimatkultur** gestellt hat, bringt **SONDERNUMMERN** von **Kulturförderern**, deren Wiege im Baitenlande stand. Behandelt sind bisher **Ed. v. Gebhardt**, **Monika Hunnius**, **Manfred Kyber**, **Martin Körber**, **Carl Russwurm**, **Dr. Schultz-Bertram**, **Maurice von Stern**. Das Blatt ist dadurch zu einem **unentbehrlichen Haus- und Jugendblatt** geworden. Der nächste Jahrgang bringt Sondernummern von **Elfriede Skalberg**, **Frank Thiess**, **Helene von Engelhardt**, **Wilhelm Ostwald** u. a.

Jede Sondernummer bringt Original-bezw. bisher unveröffentlichte Beiträge.

Das Abonnement für 1926 ist eröffnet u. beträgt vierteljährlich 75 Mk., halbjährlich 150 Mark., jährlich 300 Mark.

Ausland: vierteljährlich 100 Mk., halbjährlich 200 Mk., jährlich 400 Mark.

Bestellungen auf die „Herdflammen“ nehmen entgegen: in Reval: die Geschäftsstelle des Revaler Boten, Raderstraße 12, von 9—5 Uhr, und die Buchhandlung **Ferd. Waffermann**, Langstraße; in Dorpat: die Buchhandlungen **J. G. Krüger** und **K. Weisner**; in Pernau: die Buchhandlung **Emil Treufeldt**; in Fellin und Umgegend: **S. Erdmann**, Deutsche Schule, Kleine Str. 11; in Arensburg die Kanzlei des Deutschen Gymnasiums werktäglich von 10—1 Uhr vorm., die Buchhandlung **Wally Sohn** und die Deutsche Bäckerei; in Lettland: der Verlag von **Zonck & Poliewsky**, Riga.